

Verleihung des Stiftungspreises der Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung 2008

Podiumsdiskussion: „Ethik und Individualität“ (22.6.2008)

Teilnehmer:

Dipl. Psych. Christoph Ahlers (Moderator)

Prof. Dr. Michael Bongardt (Theologe und Philosoph)

Prof. Dr. Klaus Zimmermann (Sprachwissenschaftler)

Prof. Dr. Hartmut A. G. Bosinski (Sexualmediziner)

Einleitende Statements

Natur und Freiheit – Ein Plädoyer für die Verantwortungsfähigkeit des Menschen

Michael Bongardt

Wie viel Freiheit lässt die Natur den Menschen? Wie viel Natur braucht die Freiheit der Menschen? Diese Fragen werden nicht erst heute gestellt. Schon in der antiken Philosophie wurden sie verhandelt. Alle Versuche einer endgültigen Klärung erwiesen sich innerhalb kurzer Zeit als unzureichend. Schon allein der Respekt vor den gedanklichen Leistungen unserer Vorfahren sollte dazu führen, auch die heutigen Versuche einer Verhältnisbestimmung von Natur und Freiheit mit einem gerüttelt Maß an Bescheidenheit anzustellen. Die Komplexität der Wirklichkeit, mit der wir es zu tun haben, übersteigt nach wie vor die menschlichen Fähigkeiten, sich ein umfassendes Bild von dieser Wirklichkeit zu machen. Die hier vorgelegten Thesen verstehen sich deshalb auch ausdrücklich als ein Tasten, als ein Beitrag, der in die aktuelle Diskussion eingreifen will, sie aber sicher nicht abschließen kann.¹

Gerade die lange Geschichte, die die hier interessierende Fragestellung schon hinter sich hat, lässt es geraten erscheinen, vor der Darstellung der Diskussionsthese auf wesentliche Begriffsveränderungen hinzuweisen. So hat der Begriff „Natur“ heute viele der Bedeutungen eingebüßt, die er lange Zeit trug. Nicht nur theologische Konzepte – die Natur als Schöpfung Gottes – sind in den Hintergrund getreten. Alle ontologischen Aussagen, die etwa in der Natur eine Ordnung sehen, die von einer Vernunft durchwaltet ist und der deshalb auch moralische Güte und Normativität zukommt, sind heutigem Sprechen von „Natur“ weitgehend fremd. Raum gegriffen hat das Verständnis der „Natur“ als dem Gegenstandsbereich der so

(Hg.), *Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente*, Frankfurt 2004; Axel Heinrich, *Ist Nächstenliebe eine Frage der Gene? Die Soziobiologie und die ethische Diskussion*, in: *Herder Korrespondenz Spezial, Getrennte Welten? Der Glaube und die Naturwissenschaften*, 2008, 50-55; Ted Honderich, *Wie frei sind wir? Das Determinismus-Problem*, Stuttgart 1995; Michael Pauen, *Illusion Freiheit? Mögliche und unmögliche Konsequenzen der Hirnforschung*, Frankfurt 2006; ders., *Was ist der Mensch? Die Entdeckung der Natur des Geistes*, München 2007; Thomas Pröpper, *Freiheit. Ausprägungen ihres Bewußtseins*, in: ders., *Evangelium und freie Vernunft. Konturen einer theologischen Hermeneutik*, Freiburg u.a. 2001, 103-128; Josef Quitterer, *Neue Manipulationen am Horizont. Implikationen der Hirnforschung für Philosophie, Theologie und Ethik*, in: *Herder Korrespondenz Spezial, Getrennte Welten? Der Glaube und die Naturwissenschaften*, 2008, 55-60; Gerhard Roth, Klaus-Jürgen Grün (Hg.), *Das Gehirn und seine Freiheit. Beiträge zur neurowissenschaftlichen Grundlegung der Philosophie*, Göttingen 2006; Wolf Singer, *Ein neues Menschenbild? Gespräche über Hirnforschung*, Frankfurt 2003.

¹ In die hier vorgelegten Thesen sind naturgemäß zahlreiche Beiträge zur so genannten „mind-brain-Debatte“ eingeflossen. Die wichtigsten Referenzen seien hier eingangs genannt, ohne im Folgenden mit einzelnen Argumenten und Nachweisen zitiert zu werden: Christian Geyer

genannten Naturwissenschaften, nicht selten auch „exakte Wissenschaften“ genannt. Natur ist, was sich im Experiment erkunden und mit Hilfe naturwissenschaftlicher Modelle abbilden lässt. Deren wichtigste Kategorie ist die Kausalität. Naturwissenschaften haben das Ziel, die von ihnen beobachteten Phänomene als notwendige Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge zu beschreiben. Wo ein Geschehen nicht auf eine strikt notwendige Kausalität zurückzuführen ist, ist naturwissenschaftlich von Zufall oder Kontingenz die Rede. Von „Freiheit“ zu sprechen, ist in naturwissenschaftlicher Perspektive jedoch nicht möglich. Dieser Begriff ist dem philosophischen Diskurs vorbehalten. Auch er unterlag im Lauf der Zeit erheblichen Bedeutungsverschiebungen. Heute wird unter ihm in der Regel die Fähigkeit der Menschen verstanden, sich zu allem, was ihnen begegnet – die materielle und soziale Welt, nicht zuletzt die eigene Körperlichkeit und Geistigkeit – zu verhalten; mehr noch: unter mehreren Möglichkeiten zu entscheiden, wie sie sich in der konkreten Situation verhalten wollen.

Aktuell wird die öffentliche Debatte über die Reichweite und Begrenztheit menschlicher Freiheit von den Erkenntnissen der Hirnforschung dominiert. Deren fraglos spektakulären Erkenntnisse finden großes Interesse. Doch auch ihre oft vollmundigen Schlussfolgerungen, die den Menschen als vollständig determiniertes Lebewesen behaupten, werden mit bedenklich großer Bereitschaft aufgenommen. Geht es doch hier um nicht weniger als um zentrale Grundlagen einer Gesellschaftsordnung, die von der Freiheit und Verantwortungsfähigkeit der Menschen ausgeht. Deshalb lohnt es, die Stimme der Philosophie in der Debatte zu stärken. Sie wird ihr Plädoyer für die menschliche Freiheit umso überzeugender zu Gehör bringen können, desto deutlicher sie bereit ist, die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung anzuerkennen, ohne sich von ihnen bestimmen zu lassen.

I. Die Problemstellung

1. Von Ethik zu sprechen, Normen aufzustellen und in ihrer Geltung zu reflektieren, ist nur sinnvoll unter der Voraussetzung, dass die Subjekte, die ethisch handeln sollen, frei sind: Sie müssen Alternativen des Urteilens und Handelns erkennen und zwischen ihnen wählen können.

2. Die Erkenntnisse der modernen Humanwissenschaften – insbesondere der Hirnphysiologie, aber auch der Genetik, der Biomedizin, der Sexualforschung – lassen aber erkennen, in welchem großem Umfang unser Denken und Handeln von naturwissenschaftlich

beschreibbaren, technisch beeinflussbaren Vorgängen abhängig ist. Diese Erkenntnisse münden nicht selten in die Forderung, die Vorstellung eines freien Menschen vollständig zu verabschieden. „Wir tun nicht, was wir wollen, sondern wir wollen, was wir tun“ – so die populär gewordene These, die aus den so genannten Libet-Experimenten abgeleitet wird.

3. Der aktuelle Streit zeigt, dass die von Kant vorgeschlagene Lösung des Konflikts unzureichend ist. Kant trennte das „Reich der Natur“ vom „Reich der Freiheit“, indem er beide als verschiedene Verständnisse der Wirklichkeit charakterisierte, die inkompatibel sind und sich deshalb gegenseitig weder bereichern noch bestreiten können. Eine derart strikte Trennung aber macht – wie schon Wilhelm von Humboldt betonte – eine positive Verhältnisbestimmung von Freiheit und Notwendigkeit unmöglich.

4. Deshalb muss nach Wegen gesucht werden, die es der Philosophie ermöglichen, die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse über den Menschen positiv anzuerkennen, und auf denen die Naturwissenschaften ein ihnen mögliches Verständnis von Freiheit erreichen können.

II. Bedingte Freiheit

5. Philosophisch möglich und in mancher Hinsicht notwendig ist es, die Idee einer unbedingten Freiheit zu entwickeln. Diese kann nicht nur gedacht werden als die Bedingung der Möglichkeit, sich zu allem Begegnenden frei zu verhalten. Sie ist vor allem vorzustellen als die Freiheit zur Selbstbestimmung. Unbedingte Freiheit kann sich entscheiden, sich eine konkrete Gestalt zu geben und gerade dadurch als Freiheit wirklich zu werden. Die Idee einer solchen Freiheit dient nicht nur dazu, der Ethik ein erstes und oberstes Prinzip zu geben; sie ist nicht zuletzt einer der philosophisch überzeugendsten Wege, die Würde jedes Menschen zu begründen und die Durchsetzung von Menschenrechten einzuklagen.

6. Von der *Idee* einer unbedingten Freiheit strikt zu unterscheiden sind die Möglichkeiten jedes konkreten Menschen, frei zu denken, zu entscheiden und zu handeln. Denn faktisch steht das Verhalten von Menschen unter einer Vielzahl von Bedingungen, die nicht nur die zur Wahl stehenden Alternativen, sondern auch die Fähigkeit, bewusste und freie Entscheidungen zu treffen, begrenzen, mitunter sogar bis an die Grenze faktischer Unfreiheit einschränken.

7. Doch gerade für die faktische Bedingtheit jeder konkreten Situation, in der Menschen sich befinden, ist die Idee einer unbedingten Freiheit von Belang: Ist sie

doch Motiv und Verpflichtung, sich zu jeder Situation zu verhalten – unter Anerkennung der Tatsache, dass selbstverständlich jedes faktische Verhalten wiederum unter den Bedingungen seiner Situation steht. Es ist der faktisch begrenzte Mensch, der sich in und mit seinen Grenzen zu seiner Begrenztheit verhalten kann.

8. Zu den faktischen Bedingungen menschlichen Denkens, Entscheidens und Handelns gehört die Materialität und Körperlichkeit des Menschen. Es gibt kein (menschliches) Denken ohne Gehirn und Körper. Eine Instanz, die jenseits dieser Körperlichkeit nochmals über diese nachdenken und sie steuern könnte, ist nicht sinnvoll anzunehmen. Auch die Idee einer unbedingten Freiheit wird von und in einem Gehirn erdacht und gedacht.

9. Die konkrete körperlich-materiale Verfasstheit eines Menschen ist nicht nur genetisch und biologisch bestimmt. Sie ist auch geprägt von allen sozialen Prozessen des Lernens und Verhaltens, die im Gehirn und damit auch im Verhalten ihre Spuren hinterlassen haben und hinterlassen.

10. Denk-, Entscheidungs- und Handlungsprozesse sind zu verstehen als eine beschreibbare Aktivität des Gehirns, die den Denkenden und Entscheidenden zum erheblichen Teil nicht bewusst ist – und also auch nicht bewusst gesteuert werden kann.

11. Das in der abendländischen Philosophie lange postulierte Prinzip eines ontologischen Dualismus von Materie und Geist lässt sich vor dem Hintergrund wachsender Einsichten in die Bedingungen menschlichen Denkens nicht oder zumindest nicht ohne Modifikationen beibehalten.

12. Wird die untrennbare Bindung des Denkens, des Geistes an das Gehirn anerkannt, besteht ein für den strikten Dualismus unlösbares Problem nicht länger: Die Wechselwirkung von „Geist“ und „Materie“, „Freiheit“ und „Natur“ erlaubt es, nicht nur die materiale Bedingtheit geistiger Prozesse, sondern auch den Einfluss geistiger Prozesse auf materiale Abläufe anzunehmen.

Erst damit eröffnet sich die Möglichkeit, dem Denken, das als material bedingtes die Unbedingtheit von Freiheit denken kann, eine Einwirkung in kausale Wirkungsketten zuzutrauen.

III. Natur und Freiheit

13. Von Seiten der Hirnforschung wird ein philosophischer Abschied vom Gedanken eines strikten Dualismus zwischen Geist und Materie gefordert – und, wo er vollzogen wird, entsprechend freudig begrüßt.

14. Einflussreiche Protagonisten der Hirnforschung gehen aber noch einen entscheidenden Schritt weiter: Sie wollen nicht nur von einer materialen Bedingtheit menschlichen Denkens und Verhaltens sprechen. Sie postulieren eine kausal notwendige Bestimmtheit aller Hirnfunktionen und halten deshalb die Vorstellung einer bewussten und bedingt freien Selbstbestimmung menschlichen Verhaltens für eine gegenstandslose Illusion.

15. Gegenüber diesem Postulat ist Skepsis möglich, gar geboten.

16. Zunächst ist darauf zu verweisen, dass die Hirnforschung noch weit davon entfernt ist, die hochkomplexen physiologischen Vorgänge, die dem menschlichen Bewusstsein zugrunde liegen, zu beschreiben. Nicht nur komplexes Denken entzieht sich bisher dem exakten naturwissenschaftlichen Verständnis. Auch Vorgänge gedanklichen Fortschritts, intuitiver Innovation, des Bewusstwerdens unbewusster Motivationen, die genaue Verbindung zwischen dem Vorgang des Denkens und den Inhalten des Denkens gehören zu den noch unerklärten Leistungen des menschlichen Gehirns. Die in These 14 benannten Bestreitungen menschlicher Freiheit sind von den bisher erreichten naturwissenschaftlichen Ergebnissen nicht gedeckt.

17. Philosophisches Freiheitsdenken sollte allerdings darauf verzichten, sich in solchen aktuellen Lücken naturwissenschaftlicher Kenntnisse einzurichten, auf diesen Lücken die eigenen Gedankengebäude zu errichten. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass es durch weitere Forschung aus diesen Lücken vertrieben wird und seine Gebäude hinter sich zusammenstürzen sieht.

18. Es sind dagegen vor allem zwei naturwissenschaftliche Prognosen, die dem hier vorgestellten Verständnis einer „bedingten Freiheit“ entgegenkommen: die möglichen Wirkungen hoher Komplexität und die mögliche Bedeutung eines Freiheitsbewusstseins.

19. Nach bisherigen Erkenntnissen der Hirnforschung, aber etwa auch der Bemühungen um die Entwicklung einer „künstlichen Intelligenz“ ist es keineswegs unwahrscheinlich, dass die quantitative Steigerung der Komplexität eines Systems zu einer qualitativen Veränderung seiner Leistungen führen kann. Es gibt Anzeichen dafür, dass hochkomplexe Systeme nicht nur zur Selbstreferenz in der Lage sind, sondern auch zur Selbstreflexion. Mit der Selbstreflexion einher aber geht die Möglichkeit der Selbststeuerung eines Systems, der aktiven Nutzung alternativer, vom System bereit gestellter Möglichkeiten. Sollte sich das menschliche Hirn als ein System dieser Art erweisen, wäre die philosophische Rede von der

bedingten Freiheit der Menschen eine angemessene Beschreibung der auch naturwissenschaftlich aufweisbaren „*conditio humana*“.

20. Ob und wie sich eine solche selbstreflexive Steuerung menschlichen Verhaltens als Hirnfunktion nachweisen lassen wird, ist zurzeit noch völlig offen. Interessant aber ist ein jüngst veröffentlichtes Forschungsergebnis: Es lässt sich nachweisen, dass sich Menschen, die von ihrer Entscheidungsfreiheit und Verantwortungsfähigkeit überzeugt sind, signifikant anders verhalten als Menschen, die von der vollständigen Determiniertheit ihres Handelns überzeugt sind.² Daraus lässt sich philosophisch folgern, dass das Bewusstsein von Freiheit auf die im Gehirn sich vollziehenden Prozesse Einfluss hat – ganz unabhängig davon, ob die konkreten Vorstellungen davon, wie dieser Einfluss wirkt, den hirnhypophysologischen Vorgängen entsprechen oder nicht.

Das Fazit aus diesen Überlegungen drängt sich auf: Es gibt allen Grund, die Bedingungen menschlichen Denkens, Entscheidens und Verhaltens gründlich zu untersuchen. An dieser Untersuchung müssen sich Hirnforscher, Medizinerinnen, Soziologinnen und Pädagogen gleichermaßen beteiligen, soll sie zu überzeugenden Einsichten führen. Die bisherigen Ergebnisse solcher Forschungen liefern aber keinerlei Grund, die Überzeugung von der Freiheit der Menschen zu verabschieden. Mögen Menschen unter noch so einschränkenden Bedingungen leben – sie können und müssen sich unter diesen Bedingungen zu diesen Bedingungen verhalten. Nur wenn ein solches Freiheitsbewusstsein erhalten bleibt, ist ein Leben möglich, das nach unserem heutigen Verständnis als „menschwürdig“ anzusehen ist.

Humboldts Sprachtheorie – eine Re-Konstruktion der Ethik der Individualität

Klaus Zimmermann

Ich nähere mich als Sprachwissenschaftler der Fragestellung an die Ethik der Individualität. M.W.

² Vgl. Kathleen D. Vohs und W. Schooler, The Value of Believing in Free Will. Encouraging a Belief in Determinism Increases Cheating, in: *Psychological Science* 19 (2008), 49–54.

hat Humboldt keine Ethik konzipiert. Deshalb muss aus seinen Ausführungen zu anderen Aspekten eine solche re-konstruiert werden. Ich werde dies ausgehend von der Humboldtschen Theorie der Sprache tun. Da Ethik immer nur in Sprache formuliert vorkommt und zentrale ethische Leitsätze immer von sprachlich gefassten Kategorien abhängen, eben Kategorien wie *Gut* und *Böse*, *Verantwortung*, *Achtung*, *Würde*, *Glück*, usw., ist dies auch kein schlechter Zugang für jemanden, der sich für die Frage der Ethik nur bedingt fachlich kompetent sieht. Mir ist der Bereich der Ethik zwar nicht völlig fremd, aber ich kann für mich keine disziplinäre Fachkompetenz in Anspruch nehmen. Gearbeitet habe ich über ethische Aspekte der Verdrängung und Revitalisierung von Sprachen und kritische Diskursanalyse, beide implizieren allerdings sehr wohl sehr schwierige ethische Fragen.

I. Das Individuum in der Humboldtschen Sprachtheorie

Es ist völlig klar, dass Innovationen im Individuum erdacht und konzipiert werden. Nicht nur Innovationen im technischen oder sozialen Bereich sondern bereits in der Sprache. Da Sprache unser wesentliches Instrument des Denkens und dessen Ergebnis ist, hat Humboldt völlig recht, wenn er die Rolle der Individualität in der kognitiven Sprachgenese nicht nur betont sondern auch zum Zentrum seiner Sprachtheorie macht. Es ist unhintergebar das individuelle Gehirn, das die sprachlich-semiotischen Leistungen vollbringt.

„Es kann in der Seele nichts, als durch eigne Thätigkeit vorhanden seyn und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedene Wirkungen der nemlichen Sprachkraft.“ (Humboldt GS VII, 57)

Humboldt sagt aber auch, dass es der intersubjektiven Kommunikation bedarf, damit sich der sprachgenetische Prozess entfaltet: Einerseits als Auslöser des denkvermittelnden Antriebes, andererseits ist die intersubjektive Bestätigung und Modifikation der Sprachausdrücke in der Kommunikation ein Vorgang, der erst zu einer gewissen Stabilität der Zuordnung von konzeptuellen bzw. operationalen zu sensorisch übertragbaren Einheiten führt. Stabilität heisst hier Stabilität und Anerkennung durch die Kommunikationsgemeinschaft, die nicht unbedingt mit einer Sprachgemeinschaft im traditionellen Sinne identisch sein muss.

„Denn indem in ihr [der Sprache, K.Z.] das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt

das Erzeugnis desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird also in wirkliche Objectivität hinübersetzt, ohne darum der Subjectivität entzogen zu werden. Dies vermag nur die Sprache; und ohne diese, wo Sprache mitwirkt, auch stillschweigend immer vorgehende Versetzung in zum Subject zurückkehrende Objectivität ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken unmöglich. Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehn, ist das *Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens* des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur *gesellschaftlich*, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die *Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat*. Denn die Objectivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wieder tönt“ (Humboldt VII, 55–56, Hervorhebung von K.Z.)

Humboldts Konzept des Individuums setzt also gerade schon da an, wo andere zuerst ein soziales Moment erblicken, da Sprache – das ist unzweifelhaft – auch eine kollektive Sache ist. Man muss mit Humboldt nun Vereinfachungen vorbeugen: Humboldt formuliert am Fall der Sprache die Unauflöslichkeit der Verbindung des Individuellen mit dem Kollektiven mittels des Intersubjektiven. Mit Humboldt würde ich also dezidiert dafür plädieren, dass es zu keiner Einseitigkeit kommen darf. Das Individuelle und das Soziale/Kollektive müssen hinsichtlich der Sprache und Kognition zusammen gedacht werden.

II. Rekonstruktion der Ethik im Kontext der Sprachtheorie

Ethik ist für mich zuallererst ein auf die Gemeinschaft bezogenes Phänomen. Ethik definiert Regeln des Verhältnisses der Menschen zueinander (und heute immer mehr auch des Verhältnisses zu anderen Lebewesen und der Welt insgesamt). Was hat hier das Individuelle zu suchen? Die Sache ist kompliziert, da wir wissen, dass Kollektive aus Individuen bestehen und Individuen nichts ohne ein soziales Kollektiv sind, noch nicht einmal biologisch überlebensfähig sind, geschweige denn kulturell das hervorbringen, was sie im Verlauf der Menschheitsgeschichte hervorgebracht haben. Eine Ethik der Individualität, Achtung vor der Würde des Individuums, der Schutz seiner psychologischen und sozialen Einzigartigkeit, die Achtung vor dem Wunsch nach einem glücklichen Leben,

ist nicht denkbar ohne den kulturellen Rahmen, in dem sich die konkrete Individualität entfalten oder nicht entfalten kann. Aus anthropologisch-vergleichender Sicht muss man sogar feststellen, dass das Individualitätskonzept und sein sozialer Wert kulturell relativ ist, da wir sowohl im synchronen Vergleich Gesellschaften kennen, in denen das Individuum und Individualität einen anderen Stellenwert haben als in unserer heutigen westlichen Kultur als dass auch in der Geschichte unsere eigene Vorgängergesellschaft erst langsam zu einer Kultur konstruiert worden ist, in der Individualität einen solch hervorgehobenen Status hat. Der Schutz der Individualität muss zweifellos auch eine Grenze zum Ausleben individueller Egoismen definieren, die der Gemeinschaft oder anderen Individualitätsentwürfen schaden. Auf jeden Fall muss eine Ethik der Individualität auch eine Ethik der Konfliktaustragung konkurrierender Ethiken beinhalten.

Ich möchte noch auf eine parallele Struktur von Sprache und Ethik hinweisen. Begriffe, Lehrsätze der Ethik und ihre Begründungen sind sprachgebunden. Als solche unterliegen sie aber demselben Viabilisierungsprozess wie jede andere Sprachkategorie. Sie muss unhintergebar von jedem Individuum einer Sprachgemeinschaft als „eigne Tätigkeit“ individuell konstruiert und akzeptiert werden. Dies führt unweigerlich zu individuellen Variationen der Bedeutungen. Wir werden täglich mit Beispielen konfrontiert, dass die individuelle und soziale Variation zu unterschiedlichen Interpretationen der ethischen Normen führt.

Ausserdem sind Viabilisierung und Anerkennung nicht bei allen Mitgliedern einer Gesellschaft gleichermaßen gelungen. Sei es, dass man die ethischen Werte gar nicht anerkennt, sei es, dass man sie kennt, aber nicht beachtet, da die Nichtbeachtung zum persönlichen Vorteil gereicht. Teil einer Ethik muss also immer auch die Vermittlung der Ethik an die nachwachsenden Mitglieder der Gemeinschaft sein, d.h. die möglichst effiziente Ingangsetzung der Konstruktion des Verstehens der ethischen Begriffe, Gründe und Ziele, und dass man sie für sich als gültig anerkennt. Wir wissen aus der Sprachtheorie, dass die Konstruktion der sprachlichen Bedeutungen in den einzelnen Individuen nie hundertprozentig identisch ist. Für die Begriffe, in der wir Ethik denken und formulieren, trifft das nicht nur ebenso, sondern in *besonderer Weise*.

Ethisch relevante Wertbegriffe und die kulturellen Normen sind nicht nur sprachgebunden sondern einzelsprachgebunden. Das bedeutet zum einen, dass wir nicht davon ausgehen dürfen, dass alle

Wertkategorien und ein gleiches Verständnis davon in allen Sprachgemeinschaften gleichermaßen vorhanden sind. Über Ethik wird also interkulturell und interlingual debattiert werden müssen, wenn man eine weltumfassende Ethik im Auge hat. Das steht ja auf der aktuellen Agenda. Das wird nur über die von mir oben erwähnte, hier interlinguale und interkulturelle, Viabilisierungsangleichung gehen. Ich meine damit gerade nicht, die anderen von der eigenen Ethik zu überzeugen, sondern zu einer geteilten gemeinsamen Ethik zu gelangen. Das wird lange dauern, und es wird nie gänzlich möglich sein. Ein solcher umstrittener oder gar nicht verständlicher Begriff scheint vielleicht schon der der Individualität, versehen mit einer positiven Konnotation, zu sein. In einer anderen Kultur mag er negativ konnotiert sein. Ethik und Individualität sind also schon als Paradefälle dessen, was Humboldt mit der kognitiven Unterschiedlichkeit der Sprachen (Stichwort: Sprachen sind unterschiedliche Weltansichten) gemeint hat. Es sind ja gerade die Wertbegriffe, die par excellence kognitive Konstruktionen der Menschen sind und nicht objektive Abbilder der Welt. Wertbegriffe in Kombination mit normativen Aussagen sind das Grundgerüst einer jeden Ethik.

III. Ethik der Sprachenpolitik.

Als Sprachwissenschaftler möchte ich nun eine von Humboldt ausgehende Ethik auf Sprache selbst anwenden.

Man kann in Anspruchnahme von Humboldts Sprachtheorie einerseits sagen, dass der Glottozid, d.h. die Verdrängung von Sprachen bis hin zu ihrer Ausrottung, eine Vernichtung gerade der sich in Sprache sedimentierten kognitiven Leistungen eines Volkes darstellt. Dies ist spezifisch Humboldtianisch gedacht. Im Gegensatz zu anderen sprachwissenschaftlichen Richtungen, die die Substitution von einer Sprache durch eine andere als reinen Austausch der äusseren Seite der Sprache ansehen und deshalb kein besonderes Problem darin sehen, in Sonderheit kein ethisches, die eine durch die andere zu substituieren. Dagegen bildet die Semantik bei Humboldt eben den Kern der Sprachen, die geistige *energeia*. Mit Humboldt kann man hier einen quasi tieferliegenden Verlust konstatieren.

Andererseits kann man aber auch festhalten, dass sich die Individuen einer Gemeinschaft, denen das widerfahren ist oder widerfährt kraft ihrer Sprachenergeia dahingehend verhalten, dass sie ihre „alten“ kognitiven „Erzeugungen“ in die ihnen auf-

oktroierte Sprache mitnehmen. Sprachkontaktstudien zeigen dies sehr deutlich. Es handelt sich hier um sog. Ethnolekte (ethnische Sprachvarietäten), die sich nicht nur äusserlich durch das auszeichnen, was man landläufig „Akzent“ nennt, sondern eben auch durch die mitgenommenen Bedeutungen der ehemaligen Sprache. Das hat auch schon Humboldt erkannt. Insofern verdienen auch die sprachkontaktbedingten Varietäten Respekt. Sie sind nicht fehlerhaftes Deutsch, sondern Übertragungen sprachlicher Individualitäten in eine andere Sprache.

Deshalb wird mit Bezug auf Humboldt einer substituierenden Sprachenpolitik, die für sich eine oberflächliche Sprachtheorie in Anspruch nimmt, nach der die Sprachen nur an der Oberfläche unterschiedlich sind, entgegengehalten, dass mit der Substitution nicht nur „Schälle“ ersetzt werden, sondern eben andere Kognitionsleistungen, wobei diese Vielfalt der Denkleistungen als ein Reichtum der ethnisch differenzierten Menschheit angesehen wird und sprachtheoretisch das Verschwinden eines Teiles dieses Reichtums eben ein unwiederbringlicher Verlust darstellt.

Verbindet man diese Erkenntnis mit einer anderen von Humboldt, der Sprachen selbst als Individuen charakterisiert („Die einzelnen Sprachen sind nicht als Gattungen sondern als Individuen verschieden, ihr Charakter ist kein Gattungscharakter, sondern ein individueller.“ VI: 189 und „[...] eine Sprache ist eine geistige Individualität“, Humboldt VI: 190), dann gerät die Sprachenpolitik ins Zentrum der Thematik, die uns mit dem Thema der heutigen Tagung vorgegeben wurde. Aber ich mahne auch zur Vorsicht. Sprachen als Individualitäten zu bezeichnen, stellt einen Fortschritt in der Episteme dar. Es darf aber nicht übersehen werden, dass es sich um eine andere Qualität von Individualität als der beim Menschen qua Person handelt. In mancher Hinsicht ist es eben eine Individualität des Kollektiven. Das hat Auswirkungen auf das Zusammendenken mit dem Begriff der Ethik.

Die Sache ist jedoch noch viel komplizierter: Sprachen und die darin sedimentierten kognitiven und emotionalen Denkleistungen sind dem Wandel unterworfen. Sie werden – vereinfacht gesagt – der gesellschaftlichen Entwicklung angepasst. Eine Ethik der Sprachen muss diesem Umstand Rechnung tragen. Wie, – darauf habe ich keine simple Antwort.

Dokumentationen von aussterbenden Sprachen leisten nur das, was Humboldt die Dokumentation von „Toten Gerippen“ nennen würde, sind aber besser als nichts. Eine von Humboldt inspirierte ethisch fundierte Sprachenpolitik wird sich darum bemühen, die *energeia* einer Sprachgemeinschaft, also diejenigen schöpferischen Sprachverfahren, die sich, basierend

auf der biologischen kreativen Ausstattung in besonderer Weise in jeder Gemeinschaft herausgebildet hat, zu erhalten. Energieia nicht nur als menschliche biologische Grundlage sondern als Verbindung von Umwelt, Tradition und kreativer Sprach-Ausstattung.

Wir sind hier mit einem alten Missverständnis der Sprachtheorie konfrontiert. Da Sprache häufig als Ergon, als Grammatik gedacht wird, ist man versucht, Einflussnahmen auf diese verdinglichte Entität zu richten. Gerade die Humboldtsche Sprachtheorie der „eignen Thätigkeit“ weist uns aber den Weg des Schutzes der Sprachen über die Gewährleistung der freien Sprachausübung, der freien Entfaltung der Sprachkreativität, der freien sprachlichen Selbstbestimmung über die individuelle und intersubjektiv viabilisierte „Sprachkraft“, die sich in den Sprechern der Einzelsprachen herausgebildet hat. Das bedeutet: Ethische Sprachpolitik heisst Räume des Sprechens in den Muttersprachen belassen, heisst Sprechen der Sprachen fördern. Nur über das Sprechen fördern kann man Sprachen fördern.

VI. Sprachnormierung als „Wahrheitsdiskurs“

Ich habe eben über ethische Aspekte gegenüber anderen Sprachen gesprochen. Bedroht ist aber auch die Selbstbestimmung der Sprecher über ihr Sprechen in der eigenen Einzelsprache. Ich möchte nur kurz erwähnen, dass Politik weiss, dass wir nicht nur über normative Festlegungen in Gesetzen, in Förderprogrammen, in Steuerungsmassnahmen, über staatliche Strafen und Belohnungen regiert werden, sondern die grundlegende Lenkungs- und Steuerungsmassnahme ist die Machtausübung über die Begriffe, die Festlegung (Manipulation) der Bedeutungen. Michel Foucault hat hierauf deutlich hingewiesen. Diskurse, d.h. „für wahr gehaltene Denksysteme“ inklusive ihrer grundlegenden Bedeutungen sind offenbar nicht frei intersubjektiv viabilisiert, sondern werden in Machtstrukturen generiert. Macht- oder Interessengruppen versuchen im gesamtgesellschaftlichen „Diskursgewimmel“ ihre partikularen Bedeutungskonstruktionen, ihre Sicht der Weltaspekte, die von ihren Interessen, aus ihrer sozialen und psychologischen Perspektive geprägt sind, als allgemeingültig durchzusetzen. Sie definieren dazu einerseits den Zugang zu den öffentlichen Kommunikationsapparaten, d.h. sie erteilen Lizenzen derart, „wer etwas autoritatives sagen darf“ und andererseits wird hier auch festgelegt, „was gesagt werden darf“. Es gelingt dabei häufig andere Bedeutungen eben nicht als andere Konstruktionen erscheinen zu

lassen, sondern als falsche, d.h. mit der objektiven Welt nicht im Einklang stehende Denksysteme oder Bedeutungen. Die Geschichte der Begriffe bietet dafür unzählige Beispiele: „Wahrheiten“ über Frauen (konstruiert in Männergehirnen), „Wahrheiten“ über Homosexualität, über Rassen, geraten seit einiger Zeit ins Wanken, sondern wurden als machtkonstitutive Begriffskonstruktionen „entlarvt“, semantische Sicherheiten hinsichtlich der Unterscheidung von Mensch und Tier stehen auf dem Prüfstand. Ich möchte betonen, dass sich aus wissenschaftsgeschichtlicher Sicht ergibt, dass auch unsere heutigen Erkenntnisse, die wir für Wahrheiten halten, einen Zwischenstand darstellen, sie werden ebenfalls irgendwann einmal „überholt“ sein. Es gilt eben, dass Konstruktionen nicht richtig oder falsch sind, sondern dass eine bestimmte Konstruktion von uns Menschen (oder Teilen von Menschen oder Individuen) zu einem gegebenen Zeitpunkt als subjektiv adäquater oder besser aufgefasst werden als eine andere Konstruktion. Forschungsergebnisse verändern Bedeutungskonstruktionen, diese bilden aber gleichzeitig auch immer den Rahmen und die Perspektiven der überhaupt gestellten Forschungsfragen.

Eine aus der Sprachtheorie Humboldts abgeleitete Ethik legt nahe, dass die Begriffsbildung (Bedeutungskonstruktionen) nicht nur demokratische Formen gewährleisten muss, sondern eben auch Minderheitenwünsche achten muss. Im Prinzip ist ja dieses Verfahren in der Wissenschaftskommunikation (Argumentation zum Ziele der Wahrheitsfindung) als Maxime anerkannt. Leider auch hier nicht immer gewährleistet, da Machtansprüche auch hier Einzug halten (Seilschaften, Machtausübung im wissenschaftlichen Diskurs bei den Vergabeentscheidungen von Fördermitteln).

V. Paradox und Dilemma

Als Wissenschaftler streben wir nach der Wahrheit im objektivistischen Sinne, als Wissenschaftshistoriker sehen wir, dass das nicht möglich ist, dass Wahrheit doch nur das ist, worüber zu einem bestimmten Zeitpunkt ein Konsens herrscht.

Aus der Sprachtheorie eine Ethik ableiten wollen trifft auf das alte Dilemma: Aus der Erkenntnis, resultierend aus „objektiven Beschreibungen“ sind nicht automatisch Sollaussagen abzuleiten. Ethik ist ein System von Sollaussagen. Da bleibt ein unhintergebarer Rest von wertorientierten und wertbegründeten, nicht wissenschaftlich deskriptiv gewonnenen Anfangssetzungen, die sich als Bedeutungs-

Konstruktionen in der jeweiligen Sprache zu einem bestimmten Zeitpunkt durchgesetzt haben und hinter unserem Rücken unserem Denken einen Rahmen geben.

Zur Janusköpfigkeit einer „Ethik der Individualität“

Hartmut A.G. Bosinski

1. Das Spannungsverhältnis von Individualität und Kollektivität hat sich in der Geschichte der Sexualpolitik immer auch als ein Ineinander von Emanzipation und Repression erwiesen. Die Janusköpfigkeit der Konstruktion einer qua Sexualität und Geschlecht definierten Gruppe zeigte sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in der sich etablierenden Schwulen- und Lesbenemanzipationsbewegung. Sie findet sich seit Ende des 20. Jahrhunderts nun auch in der Transgender-Bewegung.

2. Die Rolle der Medizin in diesem Spannungsfeld und die Sicht der Beteiligten darauf ist nicht minder ambivalent. Während der Medizin jedoch in Sachen sexuelle Orientierung therapeutisch – wenn überhaupt – nur marginale Aufgaben (im Sinne einer Ich- und coming-out-Stärkung) zugewiesen sind, findet sie sich in Sachen Geschlechtszugehörigkeit in zahlreiche Konflikte verstrickt:

3. In jüngster Zeit wird zumal von Aktivisten der

Transgender-Bewegung die Forderung erhoben, die Wahl der Geschlechtszugehörigkeit als eine freie Willensentscheidung des Einzelnen zu akzeptieren und in Analogie zur homosexuellen Orientierung Transsexualität als eine Normvariante geschlechtlichen Seins zu entpathologisieren. Zugleich wird argumentiert, dass das Beharren der Ärzte auf differenzialdiagnostischer Abwägung vor Einleitung einer geschlechtstransformierenden Behandlung eine Missachtung genuiner Selbstbestimmungsrechte darstellt.

4. Menschen mit transsexueller Geschlechtsidentität leiden indes nicht in erster Linie an ihrem gesellschaftlichen, sondern an ihrem sehr individuellen körperlichen Sein. Als „homo patiens“ in diesem Sinne erwarten sie von Ärztinnen und Ärzten massive und irreversible somatische Eingriffe. Ärzte einerseits aufzufordern, sich „nicht in die Belange der Identitätswahl einzumischen“, von ihnen aber zugleich derart verantwortungsvolle Eingriffe zu fordern, ist ein Widerspruch in sich selbst.

5. Besonders prekär wird die Situation, wenn – wie in jüngster Zeit mehrfach massenmedial kommuniziert – das Vorliegen einer Geschlechtsidentitätsstörung im Kindesalter als vermeintliche „Transsexualität“ diagnostiziert und somatomedizinisch behandelt werden soll, zumeist ohne andere diagnostische und in der Folge auch therapeutische Optionen zu nutzen. Das potentiell Befreiende der Transgender-Kollektivität gerät so in Gefahr, zum Prokrustes-Bett zu werden, in welches kindliche Individualität – die sich zum Beispiel homosexuell entwickeln könnte – gezwungen wird.